„In jeder Situation und jedem Menschen steckt ein ungeheures Potential"

Rolf-Michael Turek im Interview in: Die Kippe. Oktober 2009

Interview mit Rolf-Michael Turek, der 1989 Pfarrer der Leipziger Markus-Gemeinde war. In dieser Zeit stellte er einem Kreis der Bürgerbewegung sein damaliges Gemeindehaus als geheimes Medien- und Kontaktbüro zur Verfügung und engagierte sich auch selbst für den demokratischen Aufbruch, z.B. indem er die Kontrolle der Stimmenauszählung bei den Kommunalwahlen vom 7. Mai 1989 mitorganisierte. Heute arbeitet Rolf-Michael Turek als Seelsorger am Universitätsklinikum in Leipzig.

Das 20jährige Jubiläum der Friedlichen Revolution ist derzeit allgegenwärtig. Besonders hier in Leipzig finden zahlreichen Feierlichkeiten statt. Was denken Sie mit dem Abstand von zwei Jahrzehnten über den Herbst 1989 und seine Folgen?

Rolf-Michael Turek: Wenn ich zurückdenke, ist der 9. Oktober 1989 für mich natürlich ein entscheidendes Datum, insofern dass es friedlich geblieben ist. Schmunzeln muss ich heute, wenn ich sehe, wie diese Ereignisse inzwischen betrachtet werden. Typisch ist dabei, dass immer eingleisige Verbindungen hergestellt werden: eine Ursache – eine Wirkung. Ich denke, es war ein Ereignis mit sehr komplizierten Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen. Es war ein Zusammenspiel sehr vieler Faktoren, dass es friedlich geblieben ist. Der entscheidende Punkt bleibt jedoch, dass 70.000 Leute sich bereit gefunden haben, für sich selbst und ihre Ideen einzustehen, dass sie nach so einer langen Zeit von Resignation und eines sich Abfindens mit den Zuständen in der DDR Vertrauen fassen konnten. Das ist für mich das Wunder von Leipzig. Demokratie lebt auch davon, dass man solche Termine feierlich begeht. Spannend daran finde ich, dass sie identitätsstiftend wirken. Um die eigene Identität zu festigen, braucht man Jubiläen. In diesem Zusammenhang werden Legenden erzählt, es geht gar nicht um die Wahrheit an sich. Da ist so ein Streit in mir: Auf der einen Seite weiß ich, Legenden sind notwendig, aber da passt Geschichte nicht dazu. Wenn die Leute sich feiern wollen, stört es wenn jemand aufsteht und sagt: Es war doch ganz anders!

Gibt es bestimmte Betrachtungsweisen des Herbstes 1989, die in den Medien immer wieder vorkommen und die sie nicht für treffend halten?

Rolf-Michael Turek: Die Ereignisse damals hat jeder aus seiner Perspektive erlebt, erzählt sie heute aus seiner Perspektive und diese Beschreibungen sind sehr unterschiedlich. Was jedoch fehlt, ist eine Zusammenschau des Wissens über alle Zusammenhänge. Die Ereignisse hatten eine lange Geschichte und sehr viele ineinander verwobene Geschichten und Gänge, die sich miteinander verknüpft haben: viele Biografien, viele einzelne Ereignisse und politische Faktoren. Eine solche Zusammenschau würde jedoch bestimmt die Fähigkeit, die Zusammenhänge als Ganzes zu fassen, überfordern.

Was mir besonders auffällt und mich besonders stark verwundert, ist, wenn einzelne Menschen für Vorgänge verantwortlich gemacht werden und Einzelne das auch sehr für sich in Anspruch nehmen. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einen Satz meiner Großmutter: Der Erfolg hat viele Väter und der Misserfolg ist ein Waisenknabe. Ich finde die Legende, es seien Einzelne gewesen, gefährlich, weil sie den vielen die Überzeugung nimmt, dass sie auch dazu beigetragen haben. Man muss den 70.000 sagen, ihr ward das! Sonst wäre es nicht zu diesem friedlichen Ereignis gekommen. Prominenten wie Kurt Masur oder Christian Führer haben bestimmt auch ihr Zutun geleistet, aber ohne die 70.000 wäre es nicht möglich gewesen.

An welches besonders eindrückliche Erlebnis erinnern sie sich?

Rolf-Michael Turek: Das für mich entscheidende Erlebnis war der Moment, in dem aus den Zuschauern der Proteste Mitwirkende wurden. Es gab ja Rufe wie „Schließt euch an!" oder „Reiht euch ein!", woraufhin die Leute, die zunächst abseits des Geschehens standen, mitgemacht haben oder Signale gegeben haben. Ende September 1989 habe ich das ganz deutlich erlebt: Der Demonstrationszug bewegte sich von der Grimmaischen Straße auf den Karl-Marx-Platz zu und störte dort den Verkehr. Die Straßenbahnen mussten stehen bleiben, doch die Fahrgäste winkten. Und die Autofahrer, die warten mussten, störten sich nicht etwa an dem Stau, der entstand, sondern hupten fröhlich zustimmend und jubelten. Das empfand ich als sehr befreiend nach den vielen Jahren von Einzelarbeit vor 1989 mit nur wenigen Aktivisten, dass die Oppositionsgruppen für kurze Zeit eine Wirkung in die Gesellschaft hinein entfaltet haben.

Wie sind Sie in den Kreis der Oppositionellen gekommen?

Rolf-Michael Turek: Das Unbehagen war immer da: Auf der einen Seite die Propaganda und auf der anderen die Wirklichkeit – diesen Bruch hat jeder über Jahrzehnte hinweg mitbekommen. Während meines Theologiestudiums habe ich eine Arbeitsgruppe innerhalb der Kirche kennengelernt, die sich „gruppenorientierte Gemeindearbeit" nannte. Da erfuhr ich eine andere Art und Weise des Umgangs miteinander: dass der Einzelne ausreden und innerhalb einer Gruppe seine Ressourcen entfalten kann. Dort habe ich mich stark engagiert und bin in Kontakt mit vielen Menschen gekommen, die an emanzipatorischen Gedanken interessiert waren, auch im Kontrast zur Pastorenkirche. Da bin ich reingewachsen. In den 1980er Jahren wurde ich von der Gruppe dann auch als Pfarrer in Anspruch genommen mit Privilegien wie Telefon, Druckanlagen sowie der Begleitung der Aktivitäten durch Konfliktlösung oder Moderation.
Innerhalb der Initiative gab es keinen leitenden Kopf. Das haben die Parteifunktionäre nie verstanden, dass Gruppen in sich eine Dynamik entwickeln und auf einen Anführer verzichten können. Man ist von staatlicher Seite immer davon ausgegangen, man müsse nur die Köpfe verhaften oder abschieben.
Anfang 1989 sollte auch ich an der Weiterarbeit gehindert werden: Ich sollte meinen Wehrdienst ableisten, was für einen Pfarrer sehr ungewöhnlich war.

Sehen sie die Ziele, die sie und ihre Mitstreiter und Mitstreiterinnen damals mit ihrem Engagement in der Oppositionsbewegung verfolgten, als erfüllt an?

Rolf-Michael Turek: Es wäre eine Lüge zu sagen, dass sie nicht erfüllt sind. Trotzdem ist Demokratie, wie ich sie mir vorstelle, noch nicht erreicht. Ich

denke, die Hauptziele, die damals im Fokus waren, hatten etwas mit Freiheit zu tun: Meinungsfreiheit, Reisefreiheit, Pressefreiheit. Heute gibt es andere Ziele. Es geht meines Erachtens – und das ist vielleicht schwieriger zu erreichen – um das Hauptziel Gerechtigkeit. Gerechte Verteilung von knappen Gütern, von Geld, Bildung usw. Das hat sich verändert.
Die spätere Wiedervereinigung war sicher nicht der Grund für die Proteste. Es gibt noch heute Menschen, die damit unzufrieden sind. Eine schrittweise Wiedervereinigung hätte auch anders aussehen können, es war ja letztendlich ein Anschluss an die BRD. Dieses Ziel kam aus einer anderen Richtung und mir ist nicht klar, ob das wirklich allein von unten gewachsen ist und welche äußeren Einflüsse es da gegeben hat. Am 7. Oktober 1989 haben mich zwei Journalisten, ein Amerikaner und ein Brite, zu der Situation damals interviewt. Und die fragten mich, was ich von einer Wiedervereinigung halte. Ich war völlig verblüfft. Doch die beiden meinten, das werde bald zum Thema werden. Am 7. Oktober war ich noch völlig ahnungslos, weil das Ziel die Verbesserung des Sozialismus war, Ideen, wie sie aus der Tschechoslowakei kamen: Sozialismus mit menschlichem Antlitz. Wir hatten Verbindungen zur polnischen Solidarnocz-Gewerkschaft bzw. zur von ihr herausgegebenen Zeitung Gazeta Wyborcza und der tschechischen Bürgerbewegung um die Charta 77. Wenn überhaupt, dann hätte ich mir eine Wiedervereinigung am ehesten im Rahmen der Europäischen Union und viel später vorstellen können.

Die Wiedervereinigung hat Sie also ziemlich überrollt?

Rolf-Michael Turek: Wenn es nicht dazu gekommen wäre, wäre es aus heutiger Sicht natürlich hochproblematisch geworden, d.h., viele der ehemaligen Genossen hatten sich ja schon ihre Pfründe gesichert, wären sehr schnell auf die verschiedenen neuen Parteien aufgesprungen, hätten Schlüsselpositionen besetzt. Wirtschaftlich war die DDR ohnehin am Ende. Trotz der vielen guten Ideen, wäre es praktisch nicht möglich gewesen, etwas Eigenes zu entwickeln. Die Leute wären auch weggegangen, das war ja schon nach dem 9. November der Fall: Eine Zeitlang arbeitete ich auch beim Neuen Forum und nach der Grenzöffnung mussten wir feststellen, dass viele Mitstreiter plötzlich nicht mehr da waren. Es war überhaupt keine Kontinuität mehr vorhanden. Und auch deshalb wäre es sehr schwer gewesen, eigene politische Strukturen aufzubauen. Was ich im Moment sehe, ist, dass man von den Politikern erwartet, dass sie alle Probleme lösen. Meine Erfahrung ist allerdings, Probleme lassen sich nur lösen, indem jeder Einzelne sich mit Anderen zusammenschließt und dafür kämpft. Der Herbst 1989 war eine kurze Zeit an ungesteuerter Kreativität, die in politisches Handeln eingeflossen ist. Danach kamen die Parteien aller Couleur mit ihren festen Programmen und man konnte auf irgendeinen Zug aufspringen oder sich wieder zurücklehnen. Diese Erwartungshaltung gegenüber Politikern und anderen Menschen ist seitdem sehr weit verbreitet. Das ist einerseits ein autoritäres Denken, auf der anderen Seite ist es mit großer Selbstabwertung verbunden. Deshalb war es immer einer wichtiger Aspekt meiner Arbeit – ob als Aktivist, Pfarrer oder heute als Seelsorger – Menschen dazu zu ermuntern, die eigenen Kräfte selbst zu entdeckten, die eigenen Ressourcen zu erschließen und einzusetzen. Denn in jeder Situation und jedem Menschen steckt ein ungeheures Potential, manchmal ist es nur verstellt.